



TITELTHEMA

IDENTITÄT

Zwischen den Geschlechtern

Mann? Frau? Wenn sich die Kategorie Geschlecht auflöst, geraten einige Gewissheiten ins Wanken – rechtlich, medizinisch und sozial.

TEXT: SARAH BERNDT, JASMINE HELBLING, KATHARINA SIEGRIST | FOTOS: LUCIA HUNZIKER

Vor sieben Jahren gewann Conchita Wurst als Dragqueen mit Vollbart den European Song Contest. Ein Jahr später outete sich Caitlyn Jenner als Transfrau – rund 40 Jahre nachdem sie als Mann für die USA Olympiagold im Zehnkampf gewonnen hatte. In der Mode, im Film, in der Musik verändert sich gerade vieles, sogar im Gesetz wird die Kategorie Geschlecht durchlässiger.

Ab dem 1. Januar 2022 braucht es nur noch eine Erklärung vor dem Zivilstandsamt, um das Geschlecht anzupassen. Bisher hatte ein Gericht darüber zu entscheiden, ob eine Person dafür Frau oder Manns genug war. Es hat den Anschein, als seien Transmenschen in der Gesellschaft angekommen.

Zugleich füllen sich die Kommentarspalten der Onlinemedien mit Hass und Ablehnung, sobald über Themen wie «Genderneutrale Sprache» oder «Das dritte Geschlecht» berichtet wird. «Müssen die sich so wichtig nehmen?», «Genug mit Gender-Wahnsinn!» und Ähnliches. Transmenschen werden aussergewöhnlich oft Opfer von Gewalt, Mobbing, Spott und Ausgrenzung. Allein in der Stadt Zürich wurden dieses Jahr bisher 22 «Hatecrimes» gegen Trans- und Queermenschen registriert.

Verlässliche Zahlen darüber, bei wie vielen Menschen das psychische und das körperliche Geschlecht nicht übereinstimmen, fehlen noch. Erst seit kurzem interessiert sich die Forschung überhaupt für das Phänomen. Der Verein Transgender Network Switzerland gibt an, dass ausländische Studien von 0,5 bis 3 Prozent der Bevölkerung ausgehen – das wären in der Schweiz zwischen 43 000 und 260 000 Betroffene. Rund 36 Prozent von ihnen ordnen sich dem non-binären Spektrum zu, stehen also zwischen den Polen «männlich» und «weiblich».

Immer mehr junge Menschen bezeichnen sich als non-binär oder trans, wollen weder Mann noch Frau sein – oder beides. Sie schreiben sich mit Genderstern, suchen neue Bezeichnungen und variieren ihr Aussehen.

Aber warum? Ist das bloss eine Phase, ein Trend? Oder steckt doch mehr dahinter? Und weshalb tun wir uns so schwer mit dem Gedanken, dass es nicht nur Mann und Frau gibt?

Wir haben mit Betroffenen und ihren Familien gesprochen. Ihre Geschichten und die Hintergründe dazu finden Sie auf den nächsten Seiten, in den Themenbereichen «Medizin», «Gesellschaft», «Recht» und «Umfeld».

Lesen Sie weiter auf Seite 18.

Begriffe

Trans sind Personen, die sich nicht mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren können. Transmänner wurden bei der Geburt als Mädchen registriert, Transfrauen als Knaben. Menschen, die nicht trans sind, werden als cis bezeichnet.

Non-binär sind Personen, die sich weder ausschliesslich als Mann noch ausschliesslich als Frau fühlen. Sie befinden sich ausserhalb der zweigeteilten (binären) Geschlechterordnung.

Genderfluid sind Personen, die sich zwischen den Geschlechtern männlich und weiblich (oder keinem) bewegen. Welchem Geschlecht sie sich zugehörig fühlen, kann wechseln.

MEDIZIN

Wenn Jugendliche ihr Geschlecht als falsch empfinden, stellen sich schwierige Fragen. Zum Beispiel: Hormone, ja oder nein? Operation oder nicht? Wie bei Ron Zuber.

«Ich fühle mich als Knabe, seit ich denken kann. Mit drei fragte ich meine Eltern, wieso ich kein «Schnäbeli» habe. Auf dem Spielplatz stellte ich mich als Bueb vor», sagt Ron Zuber*, 17. Die Eltern gingen damals von einer Phase aus, sein Papi sagte: «Du darfst anziehen, was du möchtest, und spielen, mit wem du willst. Aber du bist ein Mädchen, daran kannst du nichts ändern.»

Bei der Frage, wer wir sind, spielen die Gene eine zentrale Rolle. Zellen von biologisch weiblichen Personen enthalten zwei X-Chromosomen, die von männlichen ein X und ein Y. Dieser Unterschied macht eineinhalb Prozent der DNA aus. Er ist dafür verantwortlich, ob sich aus geschlechtsneutralen Keimdrüsen Hoden oder Eierstöcke entwickeln, wo wiederum Testosteron und Östrogen gebildet werden.

In ein bis zwei von 1000 Fällen kommt es zu Varianten. Wenn sie bei der Geburt erkennbar sind, steht für viele Eltern eine geschlechtsangleichende Operation im Vordergrund. Das Kinderspital Zürich versucht aber, solche wenn möglich zu verschieben – idealerweise, bis das Kind urteilsfähig ist.

Es kommt auch vor, dass das körperliche und das psychische Geschlecht nicht übereinstimmen. Eine niederländische Studie zeigt, dass 2 bis 5 Prozent der Kinder sagen, sie wollten zum anderen Geschlecht gehören, oder sich entsprechend verhalten – das heisst aber nicht, dass sie darunter leiden.

Ron wurde schon in der Primarschule in Zürich gemobbt und «Transe» genannt. Mit 13 wuchsen seine Brüste, setzte die Periode ein. «Ich hielt es kaum noch aus.»

«Drei Viertel der jungen Menschen mit Transidentität sind stark belastet, suizidal oder depressiv. Zuwarten kann gefährlich sein», sagt Dagmar Pauli, Chefärztin für Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. Vor zwölf Jahren gründete sie die erste Schweizer Sprechstunde für Geschlechtsidentität und Gendervarianz. Rund 250 Personen

waren seither in Abklärung, in den letzten Jahren nahm die Nachfrage zu. Ein Trend sei das aber nicht. «Die Gesellschaft hat sich verändert, es wird viel offener über das Thema diskutiert.»

Bei Transkindern können Pubertätsblocker eine Lösung sein – die Medikamente zögern das Einsetzen der Pubertät hinaus. Der Entscheid dazu setzt bei Jugendlichen Urteilsfähigkeit voraus. Meist entscheiden die Eltern daher mit.

Für Pubertätsblocker war es bei Ron zu spät. Anfang Jahr traf er eine Entscheidung: Er ist jetzt offen trans, ein Er – ein Befreiungsschlag. Die Haare trägt er knallrot und strubbelig, die Fingernägel schwarz und rot, seine Handgelenke sind voller Ketten.

Sein Umfeld informierte er per Whatsapp – und verärgerte damit seinen Vater. «So was teilt man doch nicht übers Handy mit», sagt er zu seiner Ex-Frau beim Gespräch mit dem Beobachter. Die beiden leben getrennt und verstehen sich gut. «Hat dich das etwa überrascht?», fragt sie. «Das nicht, aber sind Pronomen so wichtig? «Er» oder «sie»? Müssen sich jetzt alle umgewöhnen?» Der 17-Jährige ist beim Treffen nicht dabei, das Verhältnis zum Vater ist momentan angespannt.

Seit dem Sommer bekommt Ron alle drei Monate eine Testosteronspritze. Die Veränderungen hält er mit Videos fest: Zwischen dem zweiten und dritten Monat wird die Stimme tiefer, werden die Gesichtszüge kantiger. Vor kurzem blieb seine Periode aus.

Falls er die Hormone absetzen sollte, bleiben gewisse Veränderungen bestehen: der Bartwuchs, die tiefere Stimme, die grössere Klitoris. Doch Ron ist sich sicher. «Nächsten Sommer will ich die Brüste entfernen lassen.»

In der Sprechstunde von Dagmar Pauli entscheiden sich vier von fünf Personen für medizinische Massnahmen, aber nicht alle wollen Operationen. Das habe sich stark verändert, seit Geschlechts-

identitäten zwischen Mann und Frau besser akzeptiert sind.

Betroffene bereuen solche Eingriffe selten. Nur 0,6 Prozent der Transfrauen und 0,3 Prozent der Transmänner würden sie gern rückgängig machen, zeigt eine Umfrage unter rund 6800 operierten Transpersonen in den Niederlanden zwischen 1972 und 2015.

Der beste Zeitpunkt für medizinische Eingriffe ist umstritten. Im Sommer 2020 gründete eine Gruppe von Eltern den Genfer Verein AMQG für eine «massvolle Herangehensweise» bei der Hinterfragung der Geschlechtsidentität bei Jugendlichen. «Junge Menschen, die ihre sexuelle Orientierung und ihre Geschlechtsidentität erforschen, brauchen einen neutralen Raum für Fragen», sagt Mitgründerin Isabelle Ferrari. Zu schnell würden sie in eine Richtung gedrängt. Nach vier Sitzungen beim Psychiater habe ihre 16-jährige Schwieger-tochter eine Berechtigung für Hormone und für eine Brustentfernung erhalten. Ein Jahr später änderte das Mädchen seine Meinung. In einem anderen Fall hätten sogar zwei Sitzungen gereicht.

«Sollte sich das so zugetragen haben, handelt es sich um einen Einzelfall», betont die Schweizerische Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -Psychotherapie. «Es braucht immer eine sehr sorgfältige Verlaufsdiagnostik, und diese ist sicher nicht nach zwei Sitzungen abgeschlossen.»

Rons Mutter steht hinter seiner Entscheidung, auch sein Vater will ihn trotz aller Differenzen unterstützen. Ron erzählt: «Vor einer Weile bat ich ihn, mir zu zeigen, wie man sich rasiert. Ich wollte einen Schritt in seine Richtung machen, aber er fühlte sich provoziert.»

Nach heftigem Streit trafen sie sich zur Aussprache. «Wir sassen in Rons Zimmer, zwischen all den Erinnerungen und Stofftieren. Da realisierte ich, dass seine Kindheit nun endgültig vorbei ist», sagt der Vater. ▶



Längere
Porträts,
Hinweis auf
Ausstellungen
zum Thema, Links:
www.beobachter.ch/ges



«Mit drei Jahren fragte ich meine Eltern, wieso ich kein «Schnäbeli» habe.»

Ron Zuber*, 17,
Gymnasiast

GESELLSCHAFT

Die Gesellschaft tut sich schwer mit Menschen wie Pascal Pajic: schwul, non-binär, Dragqueen. Überdurchschnittlich oft werden sie Opfer von Gewalt.

«Als ich zum ersten Mal Nagellack trug, war ich voller Angst. Zu Hause oder mit Friends, das ging. Aber so zur Uni? Schon nur zum Kiosk?» Es dauerte Jahre, bis Pascal Pajic Mut fand. Ein paar Mundwinkel wanderten nach unten, ein paar Augenbrauen nach oben, aber sonst? Nichts. Keine Kommentare. «Da realisierte ich, dass ich mich nicht anpassen und dem Druck der Gesellschaft nicht nachgeben muss.»

Eine Zeit lang bezeichnete sich Pascal Pajic als atypischer Mann – um zu zeigen, dass es das gibt. «Inzwischen frage ich mich, ob es wirklich eine Rolle spielt: Frau oder Mann.» Der 28-Jährige sitzt auf der Terrasse eines Berner Cafés. Dunkler Bart, blondierte Haare, goldene Ringe in Ohren und Nase, Sonnenbrille. Bald muss er los zur nächsten Vorlesung, Medizin. Make-up und Nagellack trägt er heute nicht. Aber er könnte, und das ist entscheidend.

Pascal Pajic ist non-binär. Vor drei Jahren stiess er auf den Begriff, der alles beschrieb, was er fühlte. Non-binäre Menschen verorten sich nicht als «weiblich» oder «männlich». Manche sehen sich dazwischen, manche ausserhalb davon, andere hinterfragen «Geschlecht» grundsätzlich. Non-binär hat nichts mit dem Körper, dem Auftreten, der Sexualität oder der Rolle zu tun – es bezieht sich einzig auf die eigene Identität einer Person, darauf, wie sie sich selbst sieht. «Das ist eigentlich ganz einfach: Ich möchte als Mensch wahrgenommen werden», sagt Pajic.

Genau das fällt vielen schwer. «Man muss sich nur mal die Kommentarspalten der Medien anschauen, die über die rechtliche Geschlechtsanpassung berichteten», sagt Henry Hohmann vom Transgender Network Switzerland. Ein Artikel auf Tagesanzeiger.ch, bei dem es um den Begriff «Mutter» im Gesetz ging, erhielt innerhalb von 24 Stunden über 300 Kommentare – viele davon sehr abwertend. «Muss das sein?», «Egoistisch und selbstbezogen», «Haben wir keine anderen Probleme?» waren die netteren.

Geschlecht ist heute ein Spektrum und keine fixe Grösse mehr. Zudem gab es schon immer Kulturen, in denen das binäre System, die strikte Unterscheidung in Mann und Frau, durchbrochen wurde. Die Bugis, eine Volksgruppe auf der indonesischen Insel Sulawesi, kennen drei biologische und fünf soziale Geschlechter. In Thailand gibt es zahlreiche Formen zwischen Mann und Frau, mit je eigenen Bezeichnungen.

Auch Sprachen wandeln sich. In Schweden verwenden non-binäre Menschen das neutrale Pronomen «hen», im Englischen «they» in Einzahl. In der deutschen Sprache gibt es zwar Neuschöpfungen wie «xier», sie sind aber kaum bekannt. Die meisten non-binären Menschen benutzen «er» oder «sie». Pascal Pajic ist beides recht. «Ich wünsche mir eine Realität, in der es genauso normal ist, nach dem Pronomen zu fragen wie nach dem Namen. Einmal fragen, danach herrscht Klarheit.» Er verlange gar kein Verständnis – nur Respekt. «Schliesslich weiss ich am besten, wie ich fühle und wer ich bin.»

Mit 19 outete er sich als schwul. «Ich hatte meine ganze Pubertät als Hetero-Pascal gelebt, ich hatte Freundinnen gehabt. Ich wollte einfach normal sein. Das Einzige, was ich mit Schwulsein verbunden hatte: HIV und Aids. Meine Mama sagte, es sei okay, aber ich sah die Enttäuschung in ihrem Gesicht. Mein Papa stand auf, ging in sein Zimmer und weinte.» Pascals Eltern stammen aus Serbien und dem Kosovo, wo Homosexualität stark tabuisiert wird. Sie schämten sich und hatten Angst – um den Ruf der Familie, um Pascals Zukunft. «Heute verstehen wir uns zum Glück besser denn je. Ich kann mit Recht behaupten, dass ich den Horizont meiner Eltern kilometerweit gedehnt habe.»

Besonders frei fühlt er sich bei einem seiner Hobbys: Drag. «Das ist für mich Performance-Kunst. Ich schminke und style mich übertrieben weiblich – so, dass ich mich schön finde. Und dass die Klischees sichtbar werden.» Durch seine Offenheit wurden Medien auf Pascal aufmerksam. In Interviews und TV-Sendungen plädierte er für mehr Offenheit und Akzeptanz. «Plötzlich haben mir queere Jugo-Kiddies geschrieben, dass ich ihnen geholfen habe. Das ist das Grösste, ich muss jedes Mal weinen.»

Diese Öffentlichkeit hat auch Schattenseiten. Im Oktober wurde Pajic nach dem Ausgang von einer Gruppe Männer beschimpft und ausgelacht. Online erhält er schon länger anonyme Hassnachrichten. So gehe es vielen non-binären Aktivistinnen, sagt Henry Hohmann vom Transgender Network Switzerland. «Einerseits versuchen sie, sichtbar zu sein. Andererseits steigt mit der Sichtbarkeit die Gefahr, angefeindet zu werden. Es ist ein dauerndes Abwägen, wie weit man gehen will und kann.»

2020 zählte der «Hate-Crime-Bericht» in der Schweiz 61 Fälle von Angriffen und Diskriminierungen gegenüber lesbischen, schwulen, bisexuellen, Trans- und queeren Menschen. Dabei handelt es sich nur um jene Vorfälle, die telefonisch oder online gemeldet wurden. Die Dunkelziffer ist hoch, heisst es im Bericht.

Pascal Pajic sitzt für die SP Graubünden im Grossen Rat. Dort setzt er sich gegen Diskriminierung und für mehr Gleichberechtigung ein. «Manchmal bin ich das Kämpfen leid und frage mich, wieso ich mir das antue», sagt er. «Aber dann erinnere ich mich daran, wer hinter mir steht und was wir alles schon erreicht haben. Die Community ist unsere Superkraft! Ohne diese Gemeinschaft wären wir nirgends.» ▶

«Einerseits versuchen sie, sichtbar zu sein. Andererseits steigt mit der Sichtbarkeit die Gefahr, angefeindet zu werden.»

Henry Hohmann,
Transgender Network
Switzerland

«Plötzlich haben mir queere Jugo-Kiddies geschrieben, dass ich ihnen geholfen habe. Das ist das Grösste, ich muss jedes Mal weinen.»

Pascal Pajic, 28,
Medizinstudent

RECHT

Militär, Witwenrente, Rentenalter: Das Recht knüpft bei vielem ans Geschlecht an. Ab 2022 kann man das amtliche Geschlecht einfacher anpassen lassen. Patricia Moser hat es bereits getan.

Im Dezember 2018 lässt sie sich vor dem Zürcher Stadthaus ablichten. In der Hand ihre neue Identitätskarte: «Patricia Moser*» statt «Patrick Moser». Endlich – als Ende eines jahrzehntelangen Doppellebens, mit Mitte 40. **«Diese amtliche Bestätigung, eine Frau zu sein, war mir sehr wichtig.»**

Für ihre Geschlechtsanpassung musste Moser ein Gesuch beim Bezirksgericht einreichen. Jahrelang verlangten die meisten Kantone eine geschlechtsverändernde Operation: Wer amtlich zur Frau oder zum Mann werden wollte, musste nachweisen, dass sie oder er keine Kinder mehr bekommen kann.

Dieser Praxis setzte der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte 2017 ein Ende. Jede Person habe das Recht, sich mit einem Geschlecht zu identifizieren, und müsse frei entscheiden können, ob sie sich fortpflanzen wolle oder nicht. Das sei Teil der persönlichen Freiheit, urteilte das Gericht.

Von dieser Änderung profitierte Patricia Moser. Die Anpassung des Geschlechts wurde ohne Rückfragen bewilligt. Sie musste nicht einmal persönlich vorbeigehen.

Per 1. Januar 2022 wird die Änderung des Geschlechts weiter vereinfacht – und für die ganze Schweiz vereinheitlicht. Künftig reicht eine Erklärung auf dem Zivilstandsamt und eine Gebühr von 75 Franken. Bei Minderjährigen müssen die Eltern schriftlich zustimmen.

Dass nun viele beliebig das Geschlecht wechseln werden – etwa um keinen Militärdienst leisten zu müssen –, ist kaum realistisch. Von Gesetzes wegen müssen Betroffene «innerlich fest überzeugt» sein. Raphael Frei vom Bundesamt für Justiz sagt dazu: «Leichtsinnige oder scherzhafte Erklärungen werden abgelehnt. Man kann sich sogar strafbar machen, wenn man das Geschlecht allein zu einem bestimmten Zweck abändern lässt – wegen Erschleichung einer falschen Beurkundung.» Aus dem Ausland seien keine Fälle missbräuchlicher Geschlechtsanpassungen bekannt. Man

gehe nicht davon aus, dass es zu solchen kommen werde, so Frei.

Patricia Moser hat vor drei Jahren mit einer Hormontherapie begonnen. **«Jahrelang habe ich in zwei Modi gelebt: Unter der Woche als Patrick im Funktionsmodus, am Wochenende als Patricia im Lebemodus.»** Dann der Wendepunkt: **«Als mich meine Psychologin fragte, was ich vermissen würde, wenn Patricia nicht mehr da wäre, fielen mir zig Dinge ein: Ausdruck, Entfaltung, Lebensfreude. Als sie mich dasselbe mit Patrick fragte, war es still in mir. Ich realisierte, dass es nach all den Jahren nun kein Zurück mehr geben konnte.»**

Als ihr wegen der Hormone Brüste wuchsen, versteckte sie sich unter dicken Wollpullovern – auch im Sommer. Freunde und Familie wussten Bescheid, das Coming-out am Arbeitsplatz fiel ihr aber schwer. Sie hatte Angst vor der Kündigung. Als sie ihre Chefin endlich einweihete, erlebte sie zu ihrer Überraschung aber Unterstützung. An ihrem ersten Arbeitstag als Frau stand am Empfang ein grosses Willkommensschild für sie bereit. Da schossen ihr die Tränen in die Augen.

Das Zivilgesetzbuch definiert das Geschlecht nicht. Es unterscheidet auch nicht zwischen «Frau» und «Mann». Anders ist es im Sozialversicherungsrecht, etwa bei der Pensionskasse. «Man muss sich fragen, ob das Geschlecht im Recht ein richtiger Anknüpfungspunkt ist. Es könnte etwa sinnvoller sein, an eine bestimmte Funktion oder die Herkunft einer Person anzuknüpfen», sagt Sandra Hotz, Dozentin für Gender Law an der Universität Basel.

Warum soll also ein Witwer weniger Rente beziehen als eine Witwe? Entscheidender als das Geschlecht sei, wie ein Paar gelebt hat und wer sich

mehrheitlich um die Kinder gekümmert hat. «Das heisst aber nicht, dass die Kategorien Frau/Mann oder das Geschlecht an sich überflüssig sind oder abgeschafft gehören», sagt Hotz.

Die meisten Menschen werden sich auch künftig als weiblich oder männlich identifizieren. Es gebe auch Fälle, in denen man sich weiterhin auf das Geschlecht beziehen müsse. «Überall dort, wo Menschen wegen ihres Geschlechts benachteiligt werden – beim Lohn zum Beispiel.»

Vor allem konservative Kreise tun sich mit der Aufweichung der Geschlechter schwer. Das wurde in den Stellungnahmen zur anstehenden Gesetzesänderung klar. Man befürchtet, dass vor allem Heranwachsende leichter verunsichert werden und sie ihre Persönlichkeit plötzlich von aussen hinterfragt sehen. Das schaffe zusätzliche Unsicherheiten.

Mann oder Frau? Die Diskussionen gehen auch in eine andere Richtung. Der Bundesrat arbeitet an einem Bericht zum sogenannten dritten Geschlecht. Andere europäische Staaten kennen bereits mehr als zwei Kategorien. In Deutschland ist der Eintrag «divers» erlaubt, und Eltern können bei der Geburt ihres Kindes den Eintrag zu dessen Geschlecht offenlassen. In Österreich gibt es die Registerinträge «divers», «inter» und «offen». Es gibt allerdings auch Leute, die kritisieren, dass dieses dritte Geschlecht nur eine weitere Kategorisierung mit sich bringe.

Patricia Moser sagt: **«Ich bereue nichts und habe auch nichts verloren durch meine Entscheidung. Ganz im Gegenteil: Als ich noch mein Doppelleben geführt habe, musste ich mich oft verstellen. Heute lebe ich befreit und glücklich. Und das haben doch alle verdient im Leben.»**

«Man kann sich strafbar machen, wenn man das amtliche Geschlecht allein zu einem bestimmten Zweck abändern lässt.»

Raphael Frei, Bundesamt für Justiz



«Als ich noch mein Doppelleben führte, musste ich mich oft verstellen. Heute lebe ich befreit und glücklich.»

Patricia Moser*, 50, kaufmännische Angestellte

UMFELD

Vater oder Mutter – nicht immer sind die Rollen so klar definiert. Zum Beispiel bei Thomas* Baumgartner, Elternperson zweier Kinder.

Chemiker, Fachmann für Brandsicherheit, Leutnant einer Milizfeuerwehr, römisch-katholisch, Cellist in einem Orchester, verheiratet, Vater eines Kindes – das war Thomas Baumgartner (Name geändert) vor fünf Jahren.

Heute ist Thomas* Baumgartner 43, Chemiker*in, Fachspezialist*in für Brandsicherheit, Vizekommandant*in einer Feuerwehr, christkatholisch und Mitglied im Kirchenrat, Cellist*in, verheiratet, Elternperson zweier Kinder.

Dazwischen liegt ein neues Leben. Und ein Gendersternchen, das zeigt, dass Thomas* Baumgartner weder nur Mann noch nur Frau ist.

«Ein bisschen ausserhalb des Mainstreams war ich vielleicht immer. An der ETH spielte das keine Rolle, da waren viele anders. Meine Zugehörigkeit zu den Männern habe ich nicht hinterfragt. Erst als unser erstes Kind geboren wurde, beschäftigte es mich, dass wir so klar in «Vater» und «Mutter», «Mann» und «Frau» eingeteilt wurden.

Ich begann, mich davon zu lösen, erst unbewusst und langsam. Schon seit vielen Jahren hatte ich es unfair gefunden, dass es für mich in der Herrenabteilung so wenig Stile und Farben gab. Ich fing an, zu experimentieren. Lange Pullis, die fast Kleider waren. Bunte T-Shirts, bei denen ich gefragt wurde, ob sie meiner Frau gehören. Bis irgendwann alle Kleider aus der Damenabteilung kamen.

Zwischen mir und meiner Frau gab es da keine Heimlichkeit. «Auffällig, aber sieht super aus», sagte sie etwa, wenn ich ein neues Kleidungsstück vorführte. Irgendwann habe ich erkannt, dass die Sache mit den Kleidern noch nicht alles war, dass es dabei um mich als gesamten Menschen ging. Mir wurde klar, dass ich eben beides bin, Frau und Mann.

Meine Frau hat das nicht erstaunt. Ihr Vertrauen machte mir Mut. Ich wollte auch anderen zeigen, wie es um mich steht.

Selbstverständlich ist das nicht. Ich weiss von Beziehungen, die an einem solchen Prozess zerbrochen sind. Es

stellt ja auch die Sexualität des Gegenübers in Frage. Ich weiss nicht, ob mein Coming-out so positiv verlaufen wäre, wenn meine Frau mich nicht von Anfang an unterstützt hätte.»

Das dritte Geschlecht, oder etwas zwischen Mann und Frau, habe es eigentlich immer gegeben, sagt Anelis Kaiser Trujillo von der Universität Freiburg im Breisgau. «Schon in der Antike war das ein Thema. Gottheiten, die beides in sich vereinen, wurden in vielen Kulturen verehrt. Aber dass sich nun bereits kleine Kinder so eindeutig äussern, wenn das Geschlecht für sie nicht stimmt, das ist neu», sagt die Hirn- und Geschlechterforscherin.

«Als Nächstes versuchte ich mein Coming-out im Orchester. Also ging ich nicht mehr im Anzug zu einem Auftritt, sondern in einem eleganten schwarzen Kleid. Kurz vor der Ankunft war mir ganz schlecht vor Angst. Zum Glück traf ich auf eine Kollegin, die mir Mut machte. Am Konzert dann: Komplimente, Umarmungen, Zuspruch. Also habe ich mich immer weiter gewagt. Mich bei Freunden geoutet, im Dorf, in der Feuerwehr. Hinterher war ich jeweils ungemein erleichtert, einfach Thomas* sein zu dürfen. Ich glaube, auch wenn die meisten die Begriffe trans* oder non-binär nicht kannten, haben sie doch gespürt, dass es nun viel besser passt.

Nur bei der Arbeit habe ich mich noch lange weiter versteckt und mich auf dem Arbeitsweg im Zug umgezogen. Vor diesem Coming-out fürchtete ich mich am meisten – es ging um meine berufliche Existenz in einem stark männlich geprägten Umfeld. Umso schöner, dass ich bis heute keine negativen Erfahrungen gemacht habe. Im Gegenteil, bei der Arbeit erhielt ich sogar dutzende Glückwünsche.

Einzig: Mein Leben lang war ich römisch-katholisch gewesen. Es verletzte mich

sehr, als der Papst erklärte, es gebe keine Transmenschen. Da trat ich aus der Kirche aus. Bei den Christkatholischen fand ich, was ich vermisst hatte: Ich will nicht nur am Rand toleriert, geduldet werden. Ich will als Teil der Mitte dazugehören.

Manchmal frustriert es mich, dass ich mich auf Formularen noch immer entscheiden muss: Mann oder Frau? Dabei spielt es in den meisten Fällen gar keine Rolle. Ebenfalls spannend: Wenn ich allein mit meinen Kindern unterwegs bin, begegnen mir die Menschen anders, als wenn meine Frau dabei ist. Sobald wir zu viert sind, scheinen sie sich zu fragen: Wer ist denn nun die Mutter? Die mit den Jeans und den Sneakers oder die mit dem Strickkleid und den blonden langen Haaren?»

«Unbewusst macht es uns nervös, wenn wir jemanden nicht identifizieren können», sagt Anelis Kaiser Trujillo. «Wir wollen eindeutig zuordnen: Frau, Mann.» Das würden wir ganz früh in der Kindheit lernen, wir trainieren unsere Gehirne quasi darauf. Kaiser Trujillo befasst sich seit Jahren mit den Unterschieden in den Gehirnen von Frauen und Männern. Ihr Fazit: «Die Frage nach dem Unterschied ist die falsche Frage.»

Man fixiere sich in der Wissenschaft derart auf den Unterschied, dass erstens die Ähnlichkeit zu kurz komme und zweitens viele andere Variablen unbeachtet blieben: Alter, Herkunft, Bildung, Weiterentwicklung. «Die Ergebnisse könnten andere sein, wenn man von Anfang an andere Fragen stellen würde. Aus wissenschaftlicher Perspektive muss man sagen: Frau, Mann – objektiv gesehen ist die ganze Sache viel komplexer als das.»

Die Kinder von Thomas* Baumgartner haben eine einfache Lösung gefunden. Sie nennen Thomas* einfach «Mamipapi». ■

«Unbewusst macht es uns nervös, wenn wir jemanden nicht eindeutig Frau oder Mann zuordnen können.»

Anelis Kaiser Trujillo, Hirn- und Geschlechterforscherin



«Es verletzte mich sehr, als der Papst erklärte, es gebe keine Transmenschen.»

Thomas* Baumgartner*, 43, Chemiker*in